

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Verehrung.

Blind verehrt einen großen Mann
Der Gute, der selbst nichts schaffen kann.

Nicht verehrt einen großen Mann,
Der Nicht, der nichts Großes sehen kann.

Frei verehrt einen großen Mann
Der Mann, der selbst etwas schaffen kann.

Friedrich Wischer

Napoleon im Wandel der Zeit.

Zu seinem hundertsten Todestag.

Von Paul Gutmann.

Am 5. Mai begeht Frankreich in prunkhaften Festen das Andenken seines großen Adoptivsohnes. Wäre es nur eine Angelegenheit der Franzosen, den Todestag ihres Kaisers Napoleon zu feiern, so brauchten wir im tiefen Leid der Gegenwart keine Kenntnis davon zu nehmen, aber Napoleon gehört Europa, er gehört, wie jedes Genie, der Menschheit an. Umfassend und unerschöpflich, eine Urkraft, steht sein Bild, woran einzelne und Nationen gebeutet haben, ohne jemals damit fertig zu werden, vor uns. Für die einen Befreier, für die anderen Tyrann, dem einen Gott, dem anderen der Teufel, ragt seine staunenswerte Erscheinung auch in unsere Zeit, in diese von Problemen ähnlicher Art, wie er sie seinerzeit vorfand, erschütterte Gegenwart hinein. Herrscher sind zwar vergänglich, aber die von ihnen entfesselten Geisteskräfte wirken noch in Jahrhunderten nach. So steht Napoleon mitten unter uns, ja, er ist ein Teil der Gegenwart selbst.

Um die Erscheinung eines bedeutenden Menschen zu erfassen, ist es wichtig zu sehen, welchen Eindruck er auf seine verschiedenartigen, ihm allenfalls geistig ebenbürtigen Zeitgenossen hervorgerufen hat. Das Gesicht, das mit großen Männern so sparsam ist, hatte Napoleon einen Goethe zur Seite gestellt. Die Gebildeten, die ja heute in allen Ländern so wenig weltpolitisch gerichtet sind, können in Deutschland, wo eine engstirnige Ideologie noch immer den geistigen Horizont bestimmt, es nicht verschmerzen, daß Goethe Napoleon verehrte. Die Begegnung dieser beiden Großen zu Erfurt, wo sich das Genie der Tat mit dem Genie des Gedankens zum Staunen der draußen wartenden Souveräne und Minister lange aussprach, gehört zu den eindrucksvollsten Momenten der Weltgeschichte. „Endlich ein Mann!“ urteilte Napoleon, und Goethe äußerte sich zu Eckermann am 11. März 1828: „Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schrecken eines Halbgottes.“ Als Goethe so sprach, hatte Deutschland lange die Begeisterung der Freiheitskriege hinter sich, Napoleon war längst als unglücklicher Gefangener auf St. Helena gestorben, und über dem besetzten Deutschland lag das Leichentuch der Reaktion. Goethe hatte an der napoleonischen Herrschaft gesehen, daß es möglich war, Besitzung und Geist mit der Macht zu vereinen, er hatte zu seiner freudigen Bewunderung erkannt, daß man nicht als Despot über Sklaven in der Armee zu gebieten brauchte, wie Friedrich der Große, sondern daß die bereitwillige Hingabe an eine Idee ein Volk zu noch größeren Erfolgen führen konnte als es jener vermocht hatte. Denn Napoleons Marschälle und Soldaten hatten die Schule der Revolution hinter sich, sie sähten sich als freie Männer inmitten eines in tausendjährigen feudalen Träumen erschlafenen Europa und

waren stolz auf ihr moralisches Uebergewicht. So kam es, daß unsere Geisteshelden in Napoleon eher einen Befreier als einen Tyrannen erblickten. Vor allem war es Heinrich Heine, der ihm in Prosa und Versen — man denke nur an „Die beiden Grenadiere“ — ein poetisches Denkmal gesetzt hat, dem an Gefühls-pathos in den französischen Verherrlichungen des Kaisers, selbst in den Dichtungen Berangers nichts an die Seite gestellt werden kann. Der Schöpfer des Code Napoleon, des von freiheitlichem Geist besetzten Gesetzbuchs, der Befreier der Juden, war in Heines Vorstellung zu einem Halbgott geworden, ähnlich wie in der Goethes. „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadeten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser,“ erzählt er in seinen Erinnerungen. Und später ist für ihn Napoleon gar der weltliche Heiland geworden. „Sankt Helena ist das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und des Okzidents wallfahrten in bunt bewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch die große Erinnerung an die Taten des weltlichen Heilands, der gekrönt unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Los Cafes, O'Meara und Antomarchi.“ Ähnliche Bewunderung zollen Napoleon die österreichischen Dichter Jedlik und Grillparzer. Des ersteren Ballade: „Die nächtliche Heerschau“ ist eine der schönsten Huldigungen auf den gestürzten Zäsur. Grillparzer, der die Friedenspalme gern an die Stelle des kriegerischen Lorbeers setzen möchte, muß bekennen, daß in jener fieberkranken Zeit ein anderer Arzt nicht möglich war und ruft aus: „Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein.“

Daß das Bild des Kaisers in Preußen ganz andere Empfindungen auslöste mußte als in dem ihm verbündeten Süddeutschland, in dem von den Ideen der Revolution weit stärker berührten Rheinlanden als in leidenschaftlicheren Regionen des Herzens und des Geistes, ist selbstverständlich. Diese Macht des Hasses, die nicht nur in dem begreiflichen Gefühl der nationalen Würde, sondern ebenso in der Rückständigkeit der staatlichen und gesellschaftlichen Verfassung ihren Nährboden fand, sie feuert einen Heinrich von Kleist zu seinen Haßgefängen auf Napoleon an. Für ihn wie für die späteren Freiheitskämpfer war der Kaiser schlechthin der meuchelmordende Tyrann. Daß die von ihnen vorbereitete nationale Freiheit zugleich die stärkste geistige Knechtung brachte, zeigte sich später allerdings in erschreckendem Maße. Goethe hatte diese Entwicklung geahnt. Deshalb blieb er der Freiheitsbegeisterung so fern.

Napoleons Bild im Wandel der Zeiten mehr als oberflächlich zu zeigen, hieß die Geschichte eines Jahrhunderts schreiben. Seine Spuren sind ja nicht nur in seinen geistigen Schöpfungen, seinem Gesetzbuch, seiner Verwaltungsreform, seinen Kunststrafen zu suchen, sie führen bis in die tiefsten seelischen Schichten unserer Zeit. Er, der Bollender der Revolution, der Bezwingen des Mittelalters, er steht als der erste moderne Mensch großen Stils, der erste „Europäer“ an der Schwelle des kapitalistischen Zeitalters. In Balzacs großartiger „Menschlicher Komödie“, die einer Wanderung durch alle Höllentiefen des letzten Jahrhunderts gleicht, ist es seine rückwärtslose, jeder Sentimentalität abgeneigte, kühl verstandesmäßige Menschenart, die in hundert Variationen vom Dichter abgewandelt wird. Das heroische Zeitalter ist mit dem Kaiser dahin. Das Bild des Korsen, der wie ein Held der Sage von seiner lateinischen Insel im Mittelmeer als armer Flüchtling nach Frankreich kam, dort mit kühnem Griff die Revolutionsgewalt bändigte, sich zum Kaiser, zum Diktator machte, das Bild dieses größten Abenteurers aller Zeiten, bestimmt in Frankreich nunmehr die Phantasie und die Lebensart der Menschen. Die Freiheit beginnt zur Frechheit zu entarten, die Freizügigkeit und der technische Fortschritt bringen die Strupellosigkeit und den schrankenlosen Egoismus. Größe ist jetzt fast gleichbedeutend mit Gewissenlosigkeit. Der Bücherer Sobieski, der seinen Opfern das Gold entlockt, die Töchter Goriots, die den in sie verrarrten Vater mit ihrem Dugus zugrunde richten, der große Bankier Nucingen, der die Presse, das

Theater, die Parlamente, das ganze öffentliche Leben beherrscht, alle diese Dämonen des Nachtrausches sind vom Geist Napoleons beschattet. In den Fabriken und in den Bankbüros, auf Thronen und Ministeresseln herrschen seine Nachahmer, die kleinen Napoleonen. Sollen wir bis in die jüngste Gegenwart die Suggestion seiner Riesengestalt nachweisen? Feudaler Größenwahn verspottet zwar den Korjen als Parvenu, aber maßt sich in eifriger Ruhmbegier seine äußere Haltung an. Weit entfernt, seinen weltbeherrschenden Geist zu begreifen, sehen die Kleinen in der Geste der klirrenden Faust schon den Erfolg, verwechseln die Kraft mit der Pose. Maßlose Selbstüberschätzung führt sie wie einst ihr gewaltiges Vorbild, zum allerdings ruhmloseren Untergang.

In der Gestalt Napoleons triumphiert die Freiheit unter dem Eisenharnisch der Gewalt. Wenn Victor Hugo sagt: „In diesem Jahrhundert gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine große Sache, die Freiheit,“ so wollen wir daran denken, daß unsere Freiheit anders beschaffen ist. Zwei Mächte haben seit her das Leben umgestaltet: der Dampf und die große Masse des Proletariats. Napoleon behandelte Fulton, den Erfinder des Dampfschiffs, als Narren, und den Marsch der Arbeiterbataillone konnte er noch nicht hören. Noch immer sucht die Kriegstrommel den Rhythmus der Arbeit zu ertönen, aber die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo wir das Symbol des Schwerts unverträglich finden mit jener echten Freiheit, die begründet ist in der Solidarität aller Volksgenossen und im wechselseitigen Verständnis der Nationen.

Es muß auch so gehen.

Nach dem Leben von Henni Schmann.

„Heinrich, ich muß Dir etwas sagen.“

Das Mädchen stand vor dem Manne. Sie hatte eine gestreifte Hauschürze über den leicht hochgewölbten Leib gebunden. Der Mann saß auf dem Bretterstuhl an dem Tische in der kleinen Wohnküche. Er war gerade aus der Fabrik gekommen, und das Mädchen hatte einen Teller mit dampfender Bohnensuppe vor ihn hingestellt.

„Heinrich, ich glaube, wir werden ein Kind haben.“

Der Mann sah auf.

„Was macht's?“ sagte er gleichmütig. „Dann heiraten wir eben, Anna. Wo drei satt werden, da ist auch noch ein Viertes mit.“ Und er löffelte seine Suppe weiter.

„Ich geh gleich morgen aufs Standesamt das Aufgebot bestel- len,“ sagte er noch.

Nun kamen die Kinder heim von der Schule, der neunjährige Karl und die siebenjährige Marie. Bald beugten auch sie die Blondköpfe über die gefüllten Teller. Etwas später kam Agnes. Sie war fünfzehn Jahre alt und lernte die Kinderpflege in einem Säuglingsheim. Heinrich Mattel war stolz auf diese seine Aelteste, die die Mittelschule besucht hatte wegen ihrer besonderen Befähigung, und die es schon noch zu etwas bringen würde.

Er hatte am Abend alle Papiere zusammengelegt, seine und die des Mädchens, und war nach der Arbeit am nächsten Vormittag zum Standesamt gegangen, um das Aufgebot zu bestellen. Es dauerte lange, bis er heimkam.

Er ging nicht in die Wohnküche, in der Anna auf ihn wartete. Sie hörte ihn drüben hineingehen in das Schlafzimmer, in dem er mit dem Karl schlief, und sie wunderte sich, daß es so lange dauerte, bis er kam. Er kam langsam und zögernd und hielt die breite Gesicht etwas vornübergebeugt und den Kopf gesenkt.

Er ließ sich schwer auf den Bretterstuhl nieder.

„Es geht noch nicht so einfach mit dem Heiraten, Anna,“ sagte er.

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Aber warum denn nicht?“ fragte sie. „Die Papiere waren doch alle zusammen?“

„Darum ist es nicht, — es ist da ein Ehehindernis, meinen sie auf dem Standesamt, — weil Du die Tochter meiner früheren Frau bist.“

„Ja, aber ich bin doch nicht Deine Tochter?“

„Das hab ich ihnen auch gesagt, und ich hab ihnen gesagt, daß Du auch nie wie meine Tochter gewesen und erst ins Haus gekommen bist, als die Frau schon tot war, um die Kinder groß zu machen. Ich hab ihnen gesagt, da muß irgendwo ein Irrtum sein, aber sie bleiben dabei, wir können nicht heiraten.“

Das Mädchen stand ganz still und starrte vor sich hin.

Dann ließen ihr große Tränen über das blaß gewordene Gesicht.

„Sei nur ruhig,“ sagte der Mann, „ich werd's schon in die Reih' bringen. Es wird sich schon richten lassen, so oder so.“

Und Anna wurde ruhig und blickte ihn gläubig an.

Am Abend saß Heinrich Mattel in einem breiten Stuhl in einem behaglichen Zimmer vor einer älteren Frau.

„Sie haben mir schon manchenmal geholfen, Frau Doktor,“ sagte er. „Helfen Sie mir auch diesmal.“ Und er erzählte:

Die Anna war ein voreheliches Kind seiner Frau gewesen von deren Bräutigam, der vor der Hochzeit gestorben war. Sie war bei den Großeltern aufgewachsen weit fort, oben in Friesland auf dem Bauernhofe. Dann war sie in die Stadt gekommen, hatte die Buchhaltung gelernt und eine schöne Stelle in einem guten Geschäft gehabt. Sie hatte sich immer gut gehalten. Es war eigentlich ein Opfer von ihr gewesen, daß sie zu ihm kam, als seine Frau starb, bald nach der Geburt der kleinen Marie, — doch die Mutter hatte auf dem Sterbebette verlangt, daß die älteste Tochter kommen solle, um die Kinder groß zu machen, wenn sie tot sei, und sie war gekommen; fast sieben Jahre war sie nun im Hause.

„Und da ist es denn gegangen, wie es so geht, Frau Doktor, wir haben uns lieb. Ich hab meine Frau sehr lieb gehabt, und die Anna ist gerade wie meine Frau, als sie jung war . . .“

„Wie alt sind Sie, Herr Mattel?“

„Eben achtunddreißig vorbei, meine Frau war älter als ich. Aber ich begreife nicht, warum ich die Anna nicht heiraten soll.“

Frau Doktor holte ein Gesetzbuch und begann darin zu blättern und zu lesen. Dann schüttelte sie betrübt den Kopf.

„Ich fürchte, es wird nicht viel zu machen sein, Herr Mattel,“ meinte sie. „Es ist da eine Bestimmung, Personen, von denen die eine mit Eltern oder Voreltern oder Abkömmlingen der anderen Geschlechtsgemeinschaft gehabt hat, dürfen einander nicht heiraten.“

„Das begreife ich nicht. Wenn ich mit meiner Frau gelebt hätte, ohne sie zu heiraten, dann hätte doch das Standesamt nichts gewußt, und ich hätte die Anna ruhig heiraten können.“

„Ja, wenn das Standesamt nichts weiß! Aber hier bei Ihnen sieht es fest, und Sie kommen nicht darum herum, Herr Mattel, — Sie müssen sehen, wie Sie es mit der Anna machen. Ich werde noch kommen und mit ihr sprechen und ihr zureden.“

Doch da haßt kein Zureden. Die Anna war verzweifelt.

„Ich geh ins Wasser, ich geh ins Wasser,“ rief sie. „Es ist nicht nur um die Schande für mich. Es ist um das Kind. Mir ist es mein Lebtag nachgegangen, daß ich ein uneheliches Kind war. Bei meinem Kinde soll das nicht wieder sein. Was ist das für ein Gesetz, das mich zwingt, ein unehelich Kind zu haben?“

So ging es tage-, so ging es wochenlang und wurde nicht besser. Doch Heinrich Mattel rang sich durch, denn er war ein fester Mensch, und er fand sich ab mit dem Unabänderlichen. Er wußte auch dem Mädchen zu helfen.

Er trat zu ihr, die hingesunken auf einem Schemel in der Herbede kauerte.

„Nun höre mich, Anna,“ sagte er, „nun ist es genug. Wenn die ein Recht gemacht haben, das nicht Recht ist, so soll uns das nicht treffen. Dann haben wir unser Recht, das uns gehört. Das ist besser. Wir sind wie Mann und Frau auch ohne Standesamt und ohne Kirchentrauung, und wir wollen weiter gut miteinander sein und uns lieb haben. Wir tun niemand ein Unrecht damit. Du bist seit Jahren die Mutter von meinen Kindern, und eine bessere Mutter gibt es nicht, und sie haben Dich alle lieb und hatten zu Dir. Und unser neues Kind soll aufwachsen mit ihnen als eins von ihnen. Das wird kein unehelich Kind, heimatlos und herumgestoßen wie andere. Das wächst auf zwischen Vater und Mutter, das ist dann in der Ehe. Aber dazu mußt Du Mut haben und ruhig und froh sein. Sonst geht es dem Kinde nach. Du kannst mir vertrauen, Anna.“

Anna sah auf. Langsam wich das Dunkel von ihrem zerquälten Gesicht. Es wurde klar und still.

„Ich vertraue Dir, Heinrich, es muß auch so gehen. Wir wollen zusammen unsern Kindern allen ein gutes Heim schaffen, das versprech ich Dir.“

Und sie reichte ihm zum Gedächtnis feierlich wie vor dem Altar die Hand.

Ein bißchen Freude.

Wie heißt sich ein verlassen Herz,

Der dunkeln Schwermut Beute?

Mit Becher-Rundgeläute?

Mit bitterm Spott? Mit freolem Scherz?

Nein, mit ein bißchen Freude!

Wie sichtet sich ein zerrissner Kranz,

Den jauch der Sturm zerstreute?

Wie knüpft sich der erneute?

Mit welchem Endgen bunten Bands?

Mit nur ein bißchen Freude!

Wie fähnt sich die verzährte Schuld,

Die bitterlich bereute?

Mit einem strengen Heute?

Mit Büßerhaß und Ungeduld?

Nein, mit ein bißchen Freude!

Conrad Ferdinand Meyer,

Das Birkenbäumchen.

Von Gustav Falke.

Ich weiß den Tag, es war wie heute,
ein erster Mailtag, weich und mild,
und die erwachten Augen freute
das überfonnte Morgenbild.

Der frohe Blick lies hin und wieder,
wie sammelt er die Schätze bloß?
So pflückt ein Kind im Auf und Nieder
sich seine Blumen in den Schoß.

Da sah ich dicht am Wegessaume
ein Birkenbäumchen einsam stehn,
rührend im ersten Frühlingssaume.
Konnt' nicht daran vorübergehn.

In seinem Schatten stand ich lange,
hielt seinen schlanken Stamm umfaßt
und legte leise meine Wange
an seinen kühlen Silberbaß.

Ein Wind flog her, ganz leicht, und wühlte
im zarten Laub wie Schmeißelhand.
Ein Zittern lies herab, als fühlte
das Bäumchen, daß es Liebe fand.

Und war vorher die Sehnsucht rege,
hier war sie still in sich erfüllt;
es war, als hätte hier am Wege
sich eine Seele mir entkült.

Unser schönster Gartenzierstrauch.

Altes und Neues vom Flieder.

Von Eduard Dypel.

Es gibt heute kaum einen Strauch, der sich einer solchen Verbreitung in den deutschen Gärten erfreut wie der Flieder. Unter dem Namen Lilac wurde er zuerst im Jahre 1554 von Karls V. und Ferdinands I. Leibarzt Peter Andreas Mattioli skizziert und beschrieben. Kurz vorher war der Strauch aus Konstantinopel nach Wien gebracht worden. 1562 kam er als türkischer Flieder weiter nach Europa. In Afrika, wo er häufig war, hieß er Seringa. Linne gab diesem Namen durch die Umlautung in Syringa einen klassischen Anstrich, aber die Pflanze war weder im Mittelalter noch im Altertum bekannt. Daher begehrt Richard Wagner, schreibt Cohn, einen Anachronismus, wenn er in den „Meisterfingern“, deren Handlung er in die Mitte des 16. Jahrhunderts verlegt, am Hause des Hans Sachs in Nürnberg den Flieder am Johannisabend (23. Juni) „so mild, so stark und voll“ duften läßt. Sicherlich versteht er aber auch gegen den Pflanzentaxider, da Syringa im Mai blüht und Anfang Juni bereits abgeblüht hat.

Unser Flieder legt im Vollmond sein Hochzeitskleid an. Die Gärtner aber haben längst gelernt, im November und Dezember, um Weihnachten und Neujahr bereits blühenden Flieder zu haben. Der moderne Blumengärtner arbeitet ja mit den merkwürdigsten Mitteln, mit Wärme und Kälte, mit Aether und Chloroform usw., um zu ungewohnten Zeiten diese und jene Blüte zu erzwingen. Flieder wird meist im Warmhaus „getrieben“, und die blaugrünen Blätter wie die bleicheren Blüten verraten die Tortur, der die Pflanze ausgefetzt war. Aber alle diese bleichsüchtigen Herrlichkeiten müssen hinter der üppigen Fliederblütenpracht im Mai zurückstehen.

In dieser Freude am Blühen verrät sich eine außerordentliche Lebenslust der Pflanzen, die wir auch an sonstigen Erscheinungen beobachten können. Werden z. B. die oberirdischen Teile altersschwach und naht ihr Ende, so schießen aus neuen Knospen, die sich an der noch lebenskräftigen Wurzel bilden, junge Sprosse hervor, in die das Leben des alten Strauches gleichsam „hinübergerettet“ wird. So sehen wir kaum einen Fliederbusch, der nicht von üppigem Nachwuchs umgeben wäre. In dieser Beharrlichkeit des Lebens, in der Fähigkeit, die Lebensgeister rasch und sicher in neue Zellgemeinschaften überzuleiten, sehen wir ein vortreffliches Mittel, die Gefahren im Daseinskampfe zu überstehen. Für die Lebenslust des Flieders spricht auch der Umstand, daß er am Schwarzen Meere das ganze Jahr über grün belaubt ist, wie die Zentipolie in Rom, der Pfirsichbaum in den nordafrikanischen Oasen und die Platane in Athen.

Die jungen Mädchen lieben die großen herzförmigen Blätter des Flieders wie jene des Efeus, in denen die geschwungenen Linien der Blattnerve noch ein zweites und drittes Herz einzeichnen, fast eben-

so sehr wie die großen Blütenkerzen, denn das Herz ist und bleibt ihnen ein liebes Symbol. Die Einzelblütchen der Syringe sind verhältnismäßig klein, erst das einträchtige Zusammenstehen macht sie wichtig und eindrucksvoll. Und doch, welch ein Kunstwerk ist so ein Einzelblütchen! Wenn man ein Blütentrichterchen in den Hautrunzeln des Daumens balanciert oder einen Blütenbogen baut, indem man ein Blütchen in das andere steckt, wenn man die kleinen Röhren ausfaßt, um das Tröpflein Honigseim zu schlürfen, oder gar vor einer brummenden Imme erschrickt, die mit gelben pollenbeladenen Hinterbeinen (Höschen) von einer Blume auffährt, dann hat man halb spielend, halb ernsthaft mehr naturwissenschaftliche Werte aufgenommen, als eine Stunde „beschreibender“ Botanik zu bieten vermocht hätte. Ein Glück, daß man endlich von der rein beschreibenden zur dynamischen Unterrichtsmethode auch in den Schulen übergegangen ist, daß man endlich nicht nur mehr die Produkte des Werdens und Schaffens der Natur betrachtet, sondern sich in die treibenden Kräfte dieses Schaffens vertieft.

Ist mit Hilfe der Insekten oder durch Selbstbestäubung die Befruchtung der Blüten erfolgt, so reißt die Kapsel Frucht, die sich mit zwei Klappen öffnet. Die leichten nachgedrückten Samen haben kleine niedliche Flügelchen und werden vom Winde in ein anderes Reich getragen, damit sie nicht der Mutterpflanze den Boden streitig machen. Was wir beim Flieder so hoch schätzen, ist nicht nur die schöne Blüte, sondern der würzige Duft, der ja die meisten unserer Frühlingsblumen auszeichnet. Man denke nur an das Veilchen und die Maiblume, die Hyazinthe und die Primel, den Waldmeister und die Nelke. Nach Kerner, der den ersten Versuch einer „Einteilung der Düfte“ gemacht hat, gehört der Fliederduft zu jenen, die von den sogenannten aromatischen Körpern (Benzolkernen) ausgehen, zu den benzoloiden Düften. Der Vale kann mit dieser Bezeichnung freilich nicht viel anfangen, aber das Gebiet der Düfte ist, solange die Chemie noch nicht seiner Herr geworden ist, noch allzu schwierig, um gemeinlich verstanden zu werden. Dahin gehören der Eugenol verschiedener Nelken, das Kumin des Waldmeisters, der Cinnamylalkohol der Hyazinthe und das Vanillin in den blauen Blumen des Heliotrops. Das sind Stoffe, die der Chemie schon bekannt sind. Aber zur selben Gruppe zählt auch der Duft der weißen Blütensterne des Jasminstrauches, der einzige, der sich nicht durch Mischung anderer Arome künstlich herstellen läßt. Manche benzoloiden Düfte sind ganz verschiedenartigen Pflanzen gemeinsam. So haben manche Ruchgräser denselben Duft wie der Waldmeister, mehrere Veinräuter duften wie Hyazinthen, die poetischen Narzissen wie gewisse Nelken usw. Der Fliederduft ist weniger verbreitet. Immerhin findet er sich ausgesprochen in den Blüten mancher Art der Gattung Seibebast, dessen Blumen auch sonst den Fliederblüten merkwürdig ähneln.

Das würzige Aroma war es neben der Schönheit der Blüte, das dem Flieder allenthalben Eingang verschafft hat. Je buschiger der Strauch wird, um so lieber ist es seinem Besitzer, denn um so größer wird die Blütenfülle. Nur wenn er allzusehr geplündert wird, verliert er an Ansehen und erweckt das Mitleid als armes zerrissenes, mißhandeltes Gewächs. Im nächsten Jahre aber hat er alle Wunden verheilt und bietet von neuem seine stolze Blütenpracht.

Arbeiterjugend.

Sie sind durch nächtliche Straßen geschritten. Sehnsuchtslos. Das war ihre Kindheit.

Dann kamen die Maschinen, die grausamen, ratternden Ungeheuer. Die Zungen sahen erträumte Freiheit vergehen und fühlten sich als winziges Mädchen im nervenmarternden Mechanismus.

Ewig schön und liebevoll aber strahlte die Sonne. Und immer wieder kamen Maientage. Da ward ein Fragen in ihrer Brust und ein heimliches Sehnen.

Und sie gingen und suchten die Freude, um den Rausch zu finden. Nur zwei Stunden einmal eine Welt sehen, die glücklich ist und Not nicht kennt. Nur zwei Stunden einmal auf weißer Leinwand. Ach und sich einmal betören lassen von der Geigen und Flöten prickelnder Musik. Und tanzen, tanzen wild und toll. Vergessen! Einmal vergessen!

Einige aber waren, deren Herzen bebten und ihre Seelen schrien: Betrug! Genug! Betrug!!!

Sie gingen zu den Brüdern und Schwestern im Land. Schüttelten und rüttelten. Holten sie heraus aus den Anstalten der Lüge, aus den Sälen mit prickelnder Musik. Schweiften sie zusammen. Schritten voran im Heere des Lichts.

Laut schmetterten die Fanfaren. Die Banner wehen und leuchten ins Land. Hell und zukunftsfröh. Und aus der Dunkelheit schreitet das ungezählte Heer der Kämpfer. Alle fühlen sie, wie die gemeinfame Not und das gleiche Sehnen sie zu Brüdern machte. So werden sie einst zum letzten Sieg marschieren.

Walter Spengler.

Ein Kinderwort am 1. Mai.

Es war in der Morgenfrühe des 1. Mai. Ich ging durch die Straßen den Weg zum Bahnhof, denn ich wollte hinausfahren, um den Genossen die Maifestrede zu halten. Die Luft war trübe und schwer, und mir selbst war etwas bekommen zumute. „Es ist schwerer als sonst, an diesem Maitage Freudiges zu sagen,“ so dachte ich, „denn er kann zu einem schlimmen Schicksalstage werden für die Welt, der Verfalltag des Pariser Friedens! Er kann Unrecht, Gewalt und Haß zwischen den Menschen festhalten für die Dauer von Generationen.“

Am Wege lag, von einem blühenden Obstbaum durch rüchlose Hand niedergebroschen, ein starker Ast, dessen weiße Blütenbüschel im Straßenstaube verklümmerten. Auch das kein freudiger Anblick.

Als ich aber von der Sperre hinauf durch den Tunnel ging, schritt vor mir eine Frau, neben der ein kleines Mädchen trippelte mit blauen blauen Augen, aus denen ungeduldiges Erwarten all der Wunder, die die Reise bringen sollte, blühte. — Der Bahnsteig war angefüllt, und die Mutter sah, als wir herausstraten, mit besorgtem Blick zum Himmel auf, von dem ein paar feine Tropfen niederfielen: „Nun regnet es und ich habe keinen Schirm mitgenommen,“

sagte sie.

Das Kindchen guckte auch ernsthaft mit zusammengepreßtem Mündchen nach oben. Dann zog es die Mutter am Rock. „Mutti,“ sagte es, „wenn ich groß bin, soll die Sonne immer scheinen.“

Dies Kinderwort ist mit mir gegangen in seinem festen Zukunftshoffen, als ich dann zwischen den Bahndämmen mit den gelbbühenden Ginsterbüscheln unter einem sich wieder aufhellenden Himmel dahinfuhr. Ich wußte, was ich den Genossen in meiner Festrede sagen konnte, — zur internationalen Feier des 1. Mai.

International! Es tut mir leid für die Nationalen, die das Wort „international“ in krampfhaftem Zustand verfehlt, aber die liebe Sonne, von der das Kindchen sprach, der wir Leben und Licht verdanken, ist wirklich auch international. Sie scheint nicht nur über Serbien und Ungarn, sondern auch über Deutsche und Franzosen, über russische Christen und Juden, über Weiße und Schwarze. Ja, man sagt sogar, daß sie in Ostibirien etwas schwächer scheint und der Nebel dort dicker ist.

Von der freieren und gütigeren Zukunft, die wir erhoffen, habe ich den Genossen gesprochen, von einer Zeit, in der Gerechtigkeit und Liebe mehr Raum haben sollen in der Welt.

„Wenn unsere Kinder groß sind, dann soll die Sonne immer scheinen.“

Wissen und Schauen

Grillparzer über Napoleon. Grillparzer hat sich in seiner tief eindringenden und gerecht abwägenden Art mit dem Problem Napoleon mannigfach beschäftigt. Er hat ihm unter dem Eindruck seines Todes in dem „Napoleon“ überschriebenen Gedächtnis die würdevollste Grabinschrift gewidmet, deren letzte Zeile ihren Grundgedanken epigrammatisch formt: „Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein.“

Im Jahre 1822 gibt Grillparzer seine Anschauung von Napoleon prächtig zusammengefaßt:

Fürchterlich ist schon bei seinem ersten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts sieht als seine Ideen und bereit ist, ihnen alles aufzuopfern. Er ist nicht grausam von Natur, kaum hart, und doch begehrt er Härten und Grausamkeiten, wenn die Ausführung seiner Pläne es erfordert. Gewiß hat er sich aus keiner derselben jemals ein Gewissen gemacht, denn seine Gedanken, immer nur auf die Hauptsache gerichtet, stehen ihm die Nebensachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er ist gewiß ruhig gestorben.

Was war es denn, was Napoleon zu all seinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie so eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht fest genug an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unsterblichkeit des Namens ein so gewaltiges Motiv für ihn sein konnte. — Was also denn? Das Bedürfnis seines unablässig bewegten Geistes nach immer neuen, nach immer stärkeren Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte. Wie der Branntweinfäufer zuletzt Scheidewasser trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, so gingen seine Unternehmungen immer mehr ins Kolossale, bis sie sich im Schrankenlosen verloren. Nicht Ehrsucht war der Hebel, sondern Latendurst.

Was mag er vom Ueberflüssigen gedacht haben? Ueber das Ganze im Zusammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erscheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantasie pflegt, außer dem Zusammenhang aus sich selbst, immer mit Auserkennung eines höchsten, letzten Grundes, den nächsten ins Auge fassend. So glaubte er an eine Vorherbestimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weiße der Tüchtigen.

Eines plagte Napoleon, so wie es mich plagt: eine ungeheure, bewegliche, den Erfolgen ewig zuvoreilende und sie sodann zurück-

lassende Phantasie. Das trieb ihn zu immer neuen Schwärmen, zu Plänen, die oft an den Wahnsinn zu grenzen scheinen, und ließ ihn doch immer leer. Sein ganzes Leben war ein Ringen, einen Punkt zu finden, auf dem er vergnügt hätte sein können. Das geht auch aus den Memoiren Josephinens hervor.“

Merkwürdige Theaterhaus-Gesetze. Die Schauspieler aben sich heute weitgehende Rechte erkämpft und dürfen stolz darauf sein, denn sie waren durch viele Jahrhunderte ein gedrückter und unterdrückter Stand. Die Geschichte der Theaterhaus-Gesetze zeigt das, und aus ihr teilt Dr. Max Hochdorf in seiner soeben bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienenen Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Deutschen Bühnengenossenschaft ebenso betrübliche wie ergötzliche Einzelheiten mit.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts holte der Neustädter Profosch die Schauspieler, die ihre Rollen nicht konnten, ins Gefängnis. Da mußten sie sitzen und lernen, und durften erst wieder heraus, wenn sie dem Büttel die Rolle tabellos aufgesagt hatten. Ueberhaupt war man mit Haßstrafen gegen Schauspieler nicht sparlos. Eine Dame des Berliner Hoftheaters, die einer Kollegin eine Puderquaste an den Kopf geworfen hatte, mußte dafür zwei Tage ins Kitchin. Eine hannoversche Hausordnung sagte: „Gegen die Schicklichkeit wird auch auf den besten Bühnen gelündigt, besonders bei Eß- und Trinkszenen, wo manche Schauspieler meinen, sie müßten wirklich trinken, wenn davon gesprochen wird, wirklich Tabak rauchen, wirklich knallen, wenn sie eine Peitsche als Requisite tragen. Es wird daher weder Trinken noch Schware als Requisite geliefert, wo es mittels undurchsichtiger Becher, Flaschen oder anderer Gefäße und Anordnung vermieden werden kann. Sollte ein Schauspieler das Publikum auf diese Surrogate aufmerksam machen, so wird er mit einem Reichsthaler und 12 Silbergroschen bestraft.“ In einem anderen Hausgesetz heißt es: „Außer der Vorschrift des Verfassers darf nicht geküßt werden. In keinem Falle darf ein Mann ein Frauenzimmer auf den Mund küssen. Hat der Verfasser den Kuß mit der Handlung verknüpft, so küsse man die Wange oder Stirn. Wer gegen diesen Punkt handelt, zahlt acht Groschen Strafe.“ Ein besonders sittenstrenger Theaterdirektor wollte das richtige Küssen auf der Bühne nur bei Personen gleichen Geschlechts dulden und drohte mit einer Strafe von einem Thaler, wenn man Küsse oder Ohrfeigen nicht bloß andeutete oder sich gar bei offener Bühne für den Beifall bedankte. Das war in der „guten alten Zeit“. Aber noch 1905 verordnete ein Theatermonarch: „Herumtreiben oder Pössieren hinter den Kulissen wird unnachlässig bestraft von 10 M. aufwärts bis zu einer ganzen Monatsgage“, und er drohte die Strafe einer Halbmonatsgage, im Wiederholungsfall einer ganzen an, wenn jemand Türen und Fenster offen lasse und dadurch Zugluft verursache.

Der Sternenhimmel im Mai. Bei Dunkelwerden haben Jupiter, und auch Saturn, ihre Kulmination bereits überschritten. Jener glänzt als mächtigster Stern hoch im SW., dieser steht links von ihm; rechts in gleichem Abstand wird Regulus sichtbar. Nächst Jupiter erscheint hoch im SO.-Felde Arktur, über dem N.-Horizont Wega, im NW. hinabsteigend Kapella. Gegen Ende Mai ist Merkur über dem nordwestlichen Himmelsrande in der hellen Abenddämmerung bis zu einer halben Stunde sichtbar. — Am Osthimmel treten neu auf: Schlangenträger, Skorpion, Adler, Schwan und die kleinen Bilder Pfeil und Delphin. — Abends 10 Uhr ist Jupiter mit Saturn und Regulus hoch im SW.-Quadranten zu finden. Man verfolge in den Sommermonaten, bis die beiden Planeten vom Abendhimmel verschwinden, wie Jupiter dem ferneren, langsameren Saturn, dem „Schleichenden“, etwas näher kommt. Beide sind recht häufig und bewegen sich vom Böwen dem Gebiet der Jungfrau zu, der Abstand beider voneinander verringert sich aber durch das Näherücken Jupiters an Saturn. Unter den Fixsternbildern orientieren wir uns, wie gewöhnlich, vom Himmelswagen aus. Tief im Südosten erscheint ein neues Tierkreisgestirn, der Skorpion. Zwischen ihm und der Jungfrau steht die Wage. Deren beide Hauptsterne stellen nach alter arabischer Himmelsdeutung die Scheren des Skorpions dar. Am Westhimmel finden wir, als letzte Reste des Winterhimmels, die Zwillinge Kastor und Pollux, zwischen diesen und dem Böwen den unscheinbaren Krebs. Die Reihe Antares, Wage, Spita, Regulus, Krebs, Zwillingenbild bezeichnet die Lage der Ekliptik, des allgemeinen Gestirnweges unseres Sonnensystems. Zwischen diesem „Himmelsbamm“ (wie die Chaldäer sagten) und dem Horizont sind nur schwächere Sterne zu sehen. Glänzender wird, namentlich in späteren Abendstunden, der östliche Himmel, über den das Band der Milchstraße seinen schönen zarten Schleier in hohem Bogen ausbreitet. Hier erscheinen unter Wega der Schwan und der Adler. Am Südosthimmel finden wir nun ganz das Gebiet des Schlangenträgers und der Schlange, höher Herkules und Krone. Zwischen Wega und den Rumpfsternen des Kleinen Böwen das Drachenhaupt. Am nördlichen Himmel: Kassiopeia, Kepheus und Fuhrmann.

Das letzte Evangelium in dieser Welt ist: Kenne deine Arbeit und tue sie! „Kenne dich selbst“ — lange genug hat dieses dein armes „Selbst“ dich gequält, und du wirst, wie ich glaube, es niemals kennen lernen. Halte es nicht für deine Aufgabe, dich kennen zu lernen, denn du bist ein Individuum, welches du niemals kennen lernen wirst. Wisse vielmehr, woran du arbeiten kennst, und arbeite daran wie ein Herkules! Das ist jedenfalls ein besseres System.

Carl He